

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kenzaburō Ōe
Stille Tage

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Stille Tage	7
Das ausgesetzte Kind	34
Stalker	85
Alptraum eines Roboters	103
Traurigkeit des Erzählens	142
Das Familientagebuch	177
Nachwort	229

Stille Tage

Es war das Jahr, in dem Vater auf Einladung einer kalifornischen Universität nach Amerika reisen sollte, um dort als *writer in residence* tätig zu sein. Verschiedene Überlegungen hatten dazu geführt, daß Mutter ihn begleiten würde. Der Tag der Abreise rückte näher, und eines Abends, als wir uns zum Essen um den Tisch versammelt hatten, war die Atmosphäre anders als gewöhnlich. Vater, dem es bei wichtigen Familienangelegenheiten nur in spaßigem oder irgendwie seltsam verdrehtem Ton zu sprechen gelang, versuchte nun plötzlich, ganz so, als handle es sich um etwas Erfreuliches, das Gespräch auf meine Heiratspläne zu bringen, denn ich war vor kurzem volljährig geworden. Ich selbst aber – eine Veranlagung seit meiner Kindheit und in letzter Zeit auch ganz mein Stil – beschränkte mich darauf, dem Reden der anderen zuzuhören, auch wenn ich es war, die den Mittelpunkt des Gesprächs bildete. Vater, durch sein Bier in heitere Laune versetzt, ließ sich jedoch nicht beirren und meinte:

»Immerhin kannst du uns ja mal deine Mindestvoraussetzungen erzählen.«

In Erwartung einer wahrscheinlich doch nur lieblosen Antwort sah er mich, ein Lächeln auf dem halb geöffneten Mund, sekundenlang an. Da verspürte ich plötzlich Lust, etwas zu sagen, was mir seit längerer Zeit wiederholt durch den Kopf ging. Ich sagte es mit einer Stimme, die seltsam entschlossen klang, so sehr, daß ich mich beinahe ein wenig genierte . . .

»Falls ich je heiraten sollte«, sagte ich, »nehme ich I-Ah mit mir. Es muß also jemand sein, der wenigstens eine Zweizimmerwohnung mit Wohnküche hat. Dort möchte ich ein stilles Leben führen.«

Noch ehe ich richtig ausgesprochen hatte, merkte ich, wie

sehr ich Vater und Mutter schockiert hatte. Doch schon im nächsten Moment bemühten sie sich, meine Worte als Ausdruck einer wirren, kindlichen Phantasie abzutun, und es war, als verbargen sie ihren Schrecken hinter einem Lächeln. Das Gespräch hatte damit einen Weg eingeschlagen, der ganz dem Geschmack meines Vaters entsprach. I-Ah, das war mein vier Jahre älterer Bruder, der in einer Werkstatt für geistig Behinderte arbeitete. Was, so scherzten meine Eltern, würde der junge Ehemann sagen, wenn die frischgebackene Braut mit einer solchen Mitgift daherkäme? Selbst wenn man vor der Hochzeit versuchte, ihn darüber aufzuklären, würde er das Ganze doch als unverständliches, abstruses Gerede abtun und gar nicht erst darauf eingehen. Wie groß wäre dann das Erstaunen des nichts Böses ahnenden jungen Mannes, wenn am ersten Tag nach der Hochzeit tatsächlich dieser Riesenkerl von Schwager vor der Tür der eben bezogenen Zweizimmerwohnung stünde . . .

Irgendwie spürte ich, daß meine Eltern mir trotz ihrer scherzhaften Art etwas Ernstes sagen wollten, ein Gedanke, der etwas in mir zusammenzog. Eine Weile saß ich da, den Kopf gesenkt, und schwieg. Auch wenn ich wohl nicht sehr vernünftig geklungen hatte, lag mir die Sache mit meinem Bruder doch sehr am Herzen. Schließlich konnte ich nicht länger schweigen. Ich sagte:

»Von mir sagen alle, daß ich keinen Humor habe, und genauso ist es auch. Vielleicht denkt ihr, ich hätte eine versteckte Andeutung machen wollen . . . Doch als ich gesagt habe: ›Falls ich je heiraten sollte‹, dann hatte ich keineswegs eine bestimmte Person im Sinn. Wenn ich – und sei es nur versuchsweise – mir meine Zukunft vorstelle, stehe ich jedesmal vor einer Sackgasse. Und deshalb habe ich auch angefangen, mir Gedanken über I-Ah zu machen . . . Jetzt werdet ihr wieder sagen, es sei albern, was ich mir ausgedacht habe . . . Ja, auch mir ist klar, daß es niemanden gibt, der mich zusammen mit I-Ah aufnehmen wird . . . Bloß wie ich aus dieser Sackgasse wieder herauskomme, verrätet ihr mir nicht.«

Mehr sagte ich nicht, und ich wußte, daß es nicht ausreichte. Schon als Kind hatte ich die Angewohnheit, mich neben meine Mutter zu stellen und mit ihr zu plaudern, wenn sie im Schlafzimmer saß und sich schminkte; und so setzte ich das Gespräch am nächsten Morgen fort. Auf diese Unterhaltung hatte ich mich, um den Lieblingsausdruck meines jüngeren Bruders Ö-chan zu gebrauchen, *für alle Fälle* sogar vorbereitet. Genauer gesagt, war es zum Teil ein nicht genau definierbares Gefühl in mir, das mich zu dieser Maßnahme veranlaßt hatte . . .

Was ich tags zuvor von mir gegeben hatte, hatte mir jedes Selbstvertrauen genommen. Es war viel schlimmer, als wenn ich gar nichts gesagt hätte. Später, in meinem Zimmer, konnte ich lange nicht einschlafen. Ich machte mir allerlei Gedanken. Es mag die übergroße Anspannung meiner Nerven gewesen sein, jedenfalls war es mir plötzlich, als finge ich an zu träumen, ich sei ganz allein an einem einsamen, menschenleeren Ort. Ein scheußlicher Traum. Obwohl ich wach war und bei vollem Bewußtsein, wurde ich immer mehr in ihn hineingezogen. Wie versteinert stand ich da, mit einem traurigen, unsäglich weit entfernten Gefühl, und all diese Zeit spürte ich genau, wie mein Körper auf dem Bett ausgestreckt lag.

Während ich immer weiter in den Traum einzudringen begann, bemerkte ich, daß schräg hinter mir noch ein anderer Mensch stand, der das gleiche Gefühl wie ich empfand. Ohne mich nach ihm umzudrehen, wußte ich, es war der *zukünftige I-Ah*. Und dieser *zukünftige I-Ah*, der nun gleich hinter mir hervortreten würde, war der Brautführer, was nur heißen konnte, daß ich die Braut war. Angetan mit einem prächtigen Hochzeitskleid, stand ich verlassen an diesem öden Ort, ohne jede Spur eines Bräutigams und mit I-Ah als Brautführer. Es war ein endlos weites Feld, und die Sonne ging schon unter. Das war mein Traum . . .

Als ich spät in der Nacht aufwachte und mich erinnerte, was geschehen war, fiel ich erneut in die dunkle, trostlose

Stimmung dieses Traums zurück. Es fiel mir immer schwerer, im Dunkel des Zimmers in meinem Bett zu liegen. Ich stieg die Treppe hoch, knipste das Nachtlicht an, damit I-Ah, wenn er zur Toilette ging, nicht stolperte, und trat durch die leicht geöffnete Tür ins Zimmer meines Bruders. Wie schon damals als Kind legte ich die alte, abgenutzte Wolledecke über die Knie, setzte mich auf die Bettkante und hörte dem gewaltigen Schnarchen zu, das nicht aus einer menschlichen Brust zu dringen schien. Nachdem fast eine Stunde vergangen war, erhob sich I-Ah in dem halbdunklen Zimmer von seinem Bett und tappte hinüber zu der auf der anderen Flurseite liegenden Toilette. Daß er mich völlig ignoriert hatte, ließ mich noch einsamer werden, als ich schon war.

Aus der Toilette drang ein lautes Plätschern, das gar nicht aufhören wollte, doch irgendwann war I-Ah wieder zurück, und wie ein großer Hund, der mit dem Kopf oder mit der Schnauze seinen Herrn anstupst, um sich seiner Anwesenheit zu vergewissern, beugte er sich zu mir und drückte die Stirn an meine Schulter, bevor er sich schließlich mit angezogenen Knien neben mich setzte, fest entschlossen weiterzuschlafen. Mit einem Mal war ich glücklich. Wenig später aber sagte I-Ah, und es klang, als bemühe sich ein verständiger Erwachsener ein Lachen zu unterdrücken, und einzig die Stimme war in ihrer klaren Weichheit die Stimme eines Kindes: »Māchan, was hast du denn?« Nun fühlte ich mich endgültig wieder wohl, und nachdem ich I-Ah aufgefordert hatte, sich wieder hinzulegen, ging ich zurück in mein Zimmer.

Mit dem beginnenden Wintersemester sollte auch der Amerikaaufenthalt meiner Eltern seinen Anfang nehmen. Einen Tag vor dem Abflug, es war bereits Spätsommer, saß Vater mit seiner Zeitung auf dem Sofa, den zum Bersten vollen, schweren Koffer neben sich, und murmelte in Gedanken versunken etwas vor sich hin, was weder für Mutter, die in der Küche arbeitete, noch für mich gedacht schien:

»I-Ah muß wieder anfangen, Sport zu treiben. Am besten wird sein, er geht schwimmen!«

Hätte I-Ah jetzt neben Vater auf dem Teppich gelegen, wie immer gerade beim Komponieren eines neuen Stücks, so hätte er wohl einen Moment überlegt und dann in seiner unverkennbaren Art, die alle in der Familie zum Lachen bringen konnte, geantwortet:

»Ich soll Sport treiben? Ja, Schwimmen, das kann ich am besten.«

Wäre es so gewesen, hätten Vaters Worte nicht einen solch nachhaltigen Eindruck in mir hinterlassen. Denn I-Ah spielte vielleicht gar nicht so unbewußt in seiner humorvollen Art gewissermaßen die Rolle des Stoßdämpfers in unserer Familie.

I-Ah aber war gar nicht da, als Vater so unvermittelt auf die Sache mit dem Sport zu sprechen gekommen war. Ich hatte ihn am Morgen zur Behindertenwerkstatt gebracht und war gerade mit dem Abräumen des Frühstückstisches beschäftigt, als Vater, der später aufgestanden war, herunterkam, um die Morgenzeitung zu lesen. Nun, wie schon gesagt, hatten sich Vaters Worte wie ein störender Fremdkörper in meinem Bewußtsein festgesetzt. Als er in sein Arbeitszimmer hinaufgegangen war und ich gerade mit dem Säubern des Wohnzimmers beginnen wollte, fiel mein Blick auf die aufgeschlagene Zeitung: »Geistig behinderter Jugendlicher überfällt und verletzt Schülerin in Ferienlager. Sexuelle Motive vermutet.«

Sofort spürte ich, wie ein Gefühl stärksten Zorns in mir aufstieg. *Verdammt nochmal! Verdammt nochmal!* schrie es in mir, und es war kein plötzliches Gefühl – ich empfand es so, als hätte es seit langem auf der Lauer gelegen, wartend, um irgendwann hinauszudrängen. Tatsächlich gebrauchte ich seit einiger Zeit eben den Ausdruck, den ich bei I-Ah sonst immer als grob und unpassend monierte. *Verdammt nochmal! Verdammt nochmal!* Wie heute morgen war in der letzten Zeit in der Zeitung wiederholt von einem »Ausbruch« sexueller Gewalt bei geistig Behinderten die Rede gewesen, und fast gewann man den Eindruck, als hätte der Zeitungsverlag ins-

geheim eine Art Kampagne gestartet, was mich einmal sogar dazu gebracht hatte, mit Mutter darüber zu sprechen, ob wir künftig nicht eine andere Zeitung abonnieren sollten. Um so ärgerlicher und enttäuschender empfand ich es, wie unmittelbar Vater, ohne in irgendeiner Form auf den Zeitungsartikel einzugehen, der ihn auf seine Idee gebracht hatte, sich von der besagten Kampagne – einmal angenommen, es handelte sich tatsächlich um so etwas – beeinflussen ließ, als er auf die dringende Notwendigkeit hinwies, es sei höchste Zeit, daß I-Ah wieder Sport treibe.

Natürlich hatte I-Ah das sexuelle Reifealter längst erreicht. Und ich selbst hatte genügend Gelegenheit, normal entwickelte junge Männer seines Alters, junge Männer um die Zwanzig also, auf dem Weg zur Schule und auf dem Campus meiner Universität zu beobachten. Wenn es auch Ausnahmen gab – und zu ihnen gehörten viele meiner Bekannten, die sich wie ich als freiwillige Helfer engagierten –, so strahlten doch die meisten von ihnen ein ungeheuer grelles Leuchten aus, das tief in ihrem Inneren mit ihrer Sexualität verbunden schien. Ich kannte natürlich auch die Themen der Männermagazine, deren Werbeposter in jedem Bahnwaggon zu finden waren.

Wenn Vater in seiner Voreingenommenheit, nicht anders als der Schreiber des besagten Artikels, sich Sorgen um einen möglichen ›Ausbruch‹ sexueller Gewalt machte und auf die Idee gekommen war, I-Ah müsse als Gegenmaßnahme (!?) wieder anfangen, Sport zu treiben, so zeigte er damit seine völlige Unkenntnis der tatsächlichen Hintergründe, die ihn so gänzlich unreflektiert die in der Öffentlichkeit herrschende Meinung übernehmen ließ. Ich glaube, das war es, was mich so ärgerlich machte.

Auch in der Behindertenwerkstatt war es angeblich schon mehrmals zu Vorfällen gekommen, die jenem ›Ausbruch‹ sexueller Gewalt zu vergleichen waren. Das jedenfalls hatten sich einige Mütter erzählt, zu denen ich mich setzte, als ich I-Ah abholen kam. Nach dem aber, was ich hörte, waren

diese ›Ausbrüche‹ ganz anderer Art als das grelle Leuchten, wie es sich bei normal entwickelten Jungen fand, es war bei weitem zurückhaltender, wenn nicht sogar mitleiderregend. Ich saß brav hinten in meiner Ecke und hörte aufmerksam zu, doch tief in meiner Brust wirbelten Worte auf, die keine der anwesenden Frauen von mir erwartet hätte: *Verdammt nochmal! Verdammt nochmal!* schrie eine laute Stimme in mir. Denn schließlich war ja nichts geschehen, was etwa ein Eingreifen der Polizei erfordert hätte.

Als I-Ah in der Behindertenwerkstatt zu arbeiten anfang, geschah es häufig, daß ich Mutter begleitete, wenn sie ihn hinbrachte oder abholte, und soweit ich mich erinnern kann, war die Gegend rings um die Werkstatt damals noch völlig unbebaut. Inzwischen stehen dort ganze Reihen von Mietshäusern, allesamt Holzbauten mit schönen Fassaden, und es ist schwer, das Viertel zu überblicken. Sollte es dort je zu einem Vorfall kommen, wäre ich nicht überrascht, wenn die neu in diese Gegend gezogenen Leute eine Bürgerinitiative ins Leben riefen, um gegen die Behindertenwerkstatt vorzugehen.

An einem der ersten Frühlingstage des Jahres, als zum ersten Mal ein heftiger Wind durch die Straßen fegte, war ich auf dem Rückweg von der Werkstatt zusammen mit einigen Müttern die stark befahrene Kōshūkaidō-Straße entlang gegangen, um am Zaun einer Gebrauchtwagenhandlung in eine kleine Seitenstraße abzubiegen. In der Werkstatt war kurz zuvor die Zahl der anwesenden und die der für diesen Tag abwesend gemeldeten Kinder überprüft worden, so daß ich sofort wußte, daß der Junge, der dort auf der anderen Seite des Zauns stand, kein Kind aus I-Ahs Werkstatt war, auch wenn man deutlich sah, daß auch er geistig behindert war. Er stand da, die Hose bis zu den Knien heruntergelassen, streckte uns seinen schneeweißen, wohlgeformten Hintern entgegen und spielte, während er die schmutzigen Autos anschaute, an seinem Geschlechtsteil herum. Frau A, die die unbestrittene Führungsrolle unter den Müttern hatte und sich durch rasche

Entschlußkraft auszeichnete, stieß kurz hintereinander zwei leise Schreie aus und gab mir dann auf reichlich seltsame Art zu verstehen, ich solle *zurückbleiben*, sie und Frau M würden *vorangehen*. Dann näherte sie sich dem Jungen.

Zufällig waren auch auf der anderen Straßenseite drei Frauen herangekommen, die sich anschickten, den Jungen zurechtzuweisen. Doch da hatte Frau A ihm die Hose schon wieder hochgezogen. Sie nahm die neben ihm auf dem Boden liegende Tasche und hängte sie ihm über die Schulter. Dann fragte sie ihn, wo es zu seiner Schule ging, und schickte ihn auf den Weg. Den drei Frauen auf der anderen Straßenseite war nun jeder Anlaß genommen, sich weiter aufzuregen; sie schauten sich nur einige Male demonstrativ um, während sie sich langsam davonmachten.

Als uns Frau A wenig später eingeholt hatte, sagte sie: »Wenn die Frauen aus der Nachbarschaft nicht dagewesen wären und ihn gesehen hätten, und wenn nicht die Gefahr bestanden hätte, daß er mit einem Kind aus der Behindertenwerkstatt verwechselt wird, hätte ich ihn am liebsten nach Herzenslust weitermachen lassen!«

Nun war es Frau M, die vielleicht mit Rücksicht auf mich zwei kurze entsetzte Schreie ausstieß. Ich aber stimmte ganz mit Frau A überein, denn genau diese Haltung war es ja, die in meinem Inneren das *Verdammt nochmal! Verdammt nochmal!* hervorbrachte. Richtig schäbig, wie eine Verräterin kam ich mir plötzlich vor, wenn ich daran dachte, daß ich eben noch vor Scham rot und den Tränen nahe gewesen war . . .

Nicht, daß ich etwas an dem Verhalten des Jungen verdammen will, aber was I-Ah betrifft, so hat er so etwas noch nie getan, zumindest nicht in unserer Anwesenheit. Auch woanders ist so etwas nie passiert, und ehrlich gesagt, bin ich ziemlich sicher, daß er es auch in Zukunft nie tun wird. Das soll nicht heißen, daß ich darüber erleichtert oder gar froh wäre, denn dafür ist das Ganze viel zu kompliziert.

I-Ah hat in seinem Charakter etwas Grundehrliches, und Scherze, die in irgendeiner Form mit etwas Sexuellem zu tun

haben, lehnt er ab. Anders als Vater, der ab und zu ganz gerne mal ein paar Witze dieser Art reißt (laut Mutter hat er das früher als Student nie getan, seine Begabung dafür hat er erst sehr viel später entdeckt und dann weiterentwickelt), nimmt I-Ah es selbst mit Kleinigkeiten ziemlich genau und ist in allen Dingen sehr ernst. Deshalb ist auch anzunehmen, daß er den bei uns zu Hause häufig verwendeten Ausdruck *kin* haßt und ihn nur uns zuliebe erträgt.

Kin. Es ist Vater, der diesen sexuell gefärbten Ausdruck erfunden hat, mit dessen Hilfe sich schnell etwas zu einem heiteren Scherz umwandeln läßt. Daß das Wort in keinem Wörterbuch zu finden war, weiß ich gut. Doch Vater bedient sich des Ausdrucks in den verschiedensten Situationen. Er braucht ihn wohl, um eine Situation, die irgend etwas mit Sexualität zu tun hat und der I-Ah nicht gewachsen ist, in ein spaßiges, harmloses Vorkommnis zu verwandeln.

So ist es zum Beispiel oft vorgekommen, daß I-Ah damals, als er noch in eine der oberen Klassen der Sonderschule ging, auf dem Wohnzimmerteppich lag und komponierte oder Musik im Radio hörte, dann aber plötzlich seine Körperposition veränderte, indem er sich leicht zur Seite drehte und das Gesäß nach hinten schob. Dabei nahm er eine seltsam verlegene, zögernde Haltung ein, die ich nur mit dem englischen Wort *awkward* bezeichnen kann. Wenn Vater das sah, rief er mit betont lauter Stimme, so daß auch ich es hören konnte:

»I-Ah, dein *kin* ist groß geworden. Los, geh schnell auf die Toilette!«

I-Ah stand dann auf und machte sich auf den Weg zum Klo, wobei er eine Körperhaltung annahm, wie man sie manchmal im Krankenhaus bei Frauen mit einem Unterleibsleiden beobachten kann. Ich war besorgt, ob es nicht weh tat, wenn sein *kin* sich an der Unterwäsche rieb, und manchmal wollte ich dem armen Kerl am liebsten helfen; doch I-Ah ließ in solchen Fällen niemanden an sich heran, er schob sogar unsere Hände weg, so daß wir schließlich aufgaben. Nicht einmal Mutter wußte, was sie in dieser Situation tun sollte.

Zu eben dieser Zeit war es auch, daß ich mit I-Ahs groß gewordenem *kin* wiederholt in direkte Berührung kam. I-Ah trug seit seiner Kindheit Windeln, wenn er schlafen ging. Mit der Zeit waren die in gewöhnlichen Geschäften erhältlichen Plastikhüllen, die wir über die Windeln streiften, zu klein geworden, und wenn wir in die Stadt gingen, um einzukaufen, sahen sich Vater und Mutter in den Regalen der Kaufhäuser immer verzweifelt nach größeren um. Als die Lehrer von I-Ahs Sonderschule uns jedoch den Vorschlag machten, wir sollten doch versuchen, ihm das nächtliche Bettnässen abzugewöhnen, gingen wir dazu über, ihn nachts zwischen elf und zwölf aufzuwecken und auf die Toilette zu führen. Meist taten dies meine Eltern, doch bisweilen, wenn Vater aufs Land gereist und Mutter zu erschöpft war, um aufzustehen, übernahm ich diese Aufgabe, da ich kurz vor der Aufnahmeprüfung zur Oberschule stand und meist bis spät in die Nacht lernte. Wenn ich das Licht in I-Ahs Zimmer anmachte, fuhr er verstört aus dem Schlaf, machte aber keinerlei Anstalten, sich von alleine zu erheben. Der mächtige Körper, der sich unter der Decke wölbte, ließ ihn aussehen wie einen schlafenden Bären. Wenn ich meinem ausgestreckt daliegenden Bruder die Decke wegzog und daran ging, ihm die Schlafanzug-hose auszuziehen, half er, obwohl er eben noch den Eindruck erweckt hatte, stocksteif dazuliegen, plötzlich ein wenig mit, um mir das Ausziehen zu erleichtern.

Waren die Windeln noch trocken, legte ich sie ihm, wenn er von der Toilette zurück war, wieder um. Zuvor hatte ich das Klebeband entfernt und sorgfältig darauf geachtet, die Form, in der die Windeln zusammengelegt waren, beizubehalten. Waren die Windeln schon naß, merkte ich das sogleich an dem aus ihrem Inneren dringenden warmen Dampf, und wenn ich doch wieder einmal rechtzeitig gekommen war, freute ich mich wie ein Jäger, dem eine fette Beute ins Netz gegangen ist.

Doch beim Ausziehen der Windeln passierte es meist. Sobald ich das Klebeband entfernt hatte, schnellte aus dem Win-

delpaket mit einer Gewalt, die mir die Tücher entgegenschleuderte, I-Ahs *kin* hervor. Wenn die untere Hälfte seines Körpers entblößt war, richtete I-Ah sich von alleine auf und stieg ohne jede weitere Hilfe aus dem Bett. Dabei entströmte seinem Mund ein Geruch wie der eines großen, wilden Tieres oder wie Schaum, der beim Legieren von Metallen entsteht, ein übler Geruch, an den man sich einfach nicht gewöhnen konnte, wie oft man ihm auch begegnete. Sein Atem roch völlig anders als am Tag, und auch der Mundgeruch, den er bei einem Anfall verbreitete, war anders . . .

Ein halbes Jahr, nachdem man uns nahegelegt hatte, wir sollten etwas gegen das Bettnässen unternehmen, kam I-Ah für einige Tage in das Heim der Sonderschule, um sich an das Übernachten in einer fremden Umgebung zu gewöhnen. Damals ist es einem Lehrer, der als besonders engagiert galt, gelungen, ihm das Bettnässen für immer abzugewöhnen. Seit dieser Zeit hat sich keinem in unserer Familie je wieder die Gelegenheit geboten, dem Schauspiel beizuwohnen, wenn I-Ahs *kin* sich gleich einer Schlange auf dem Haupt der Medusa kraftvoll emporrichtet. Seit einigen Jahren habe ich auch nie wieder bemerkt, daß I-Ah jene nicht anders als *awkward* zu nennende Haltung eingenommen hätte, wenn sein *kin* wieder einmal groß geworden war. Da I-Ah einen höchst ehrlichen Charakter besitzt und keinesfalls versucht hätte, derlei Regungen vor unseren Augen zu verbergen, nehme ich an, daß sich sein *kin* nie wieder aufgerichtet hat.

Als ich einmal mit Mutter darüber sprach, meinte sie mit einem Anflug von Trauer in der Stimme: »Wer weiß, diese Zeit wird schon vorüber sein. Das war eine sehr kurze Pubertät.« Vater, der unser Gespräch in der Küche vom Wohnzimmer aus mitgehört hatte, meinte: »Ehrlich gesagt, finde ich das gar nicht so schlecht. Jetzt können wir endlich beruhigt sein.«

Tief in mir aber hielt ich Vaters Worten entgegen: »Wer will schon wissen, was gut und was schlecht für I-Ah ist?«

Zwar stimmte es, daß I-Ah sich nicht wie jener Junge verhalten würde. Aber irgendwie, ohne daß ich es erklären konnte, widerstrebte es mir zu glauben, wir bräuchten uns allein deshalb keine Sorgen mehr zu machen. *Verdammt nochmal! Verdammt nochmal!* Das war es, was ich in diesem Augenblick dachte.

Auch wenn ich auf einiges vorbereitet war, geschahen gleich in der ersten Woche nach dem Abflug meiner Eltern eine Reihe unerwarteter Dinge, so daß mir im Kopf ganz schwindlig wurde. Da ich nachts nur vier oder fünf Stunden schlafen konnte, verkroch ich mich am Tag, wenn immer sich eine Gelegenheit bot, ins Bett und versuchte, etwas Schlaf zu finden. So kam es vor, daß ich in das *Familientagebuch*, das zu führen ich Mutter vor ihrer Abreise versprochen hatte, gleich zweimal am Tag etwas eintrug. Was nicht zuletzt bewies, daß es tatsächlich etwas zu schreiben gab.

Man mag sich fragen, ob mich mein von zahlreichen Verpflichtungen ausgefüllter Alltag nicht davor hätte bewahren müssen, mich einsam oder gar beunruhigt zu fühlen. Mag sein. Es gab aber zwei Dinge oder, genauer gesagt, zwei Personen, die mich, wenn auch ganz vage nur, in meinen Gedanken beschäftigten. Es war, als hinge an einer Stelle knapp oberhalb meines Magens etwas herab, das ein durchaus körperliches Wesen hatte. Es hatte mit zwei Menschen zu tun, die ich früher einmal aufgrund einer unangenehmen Erfahrung als ›religiöse Fanatiker‹ bezeichnet hatte. Vater hatte geschwiegen, als er meine Bemerkung hörte, obwohl er verlegen war, und nur Mutter wies mich zurecht, ich solle diesen Ausdruck bloß nicht in Anwesenheit anderer Leute gebrauchen.

Seit Ende letzten Jahres kamen regelmäßig einmal die Woche zwei mir völlig unbekannte Personen zu unserem Gartentor, um etwas abzuliefern. Es war vor allem ihr seltsames Verhalten, das mich veranlaßt hatte, sie als ›religiöse Fanatiker‹ zu bezeichnen. Der eine von ihnen brachte einen Blumenstrauß, und zwar nicht einen dieser normalen Blumen-

sträuße, wie sie überall in den Blumengeschäften verkauft werden. Sein Strauß bestand vielmehr aus winzigen Blumen und war in besonderer Weise gebunden. Die Augen niedergeschlagen, schlich er sich mit den Blumen manchmal bis zur Haustür, und er erinnerte mich an die eher düsteren Persönlichkeiten unter meinen Kommilitonen. Der andere kam mit einem zwei gō* fassenden Sakefläschchen an, das mit Wasser gefüllt und verkorkt war. Er begnügte sich damit, das Fläschchen auf der Gartenmauer abzustellen, bevor er sich schnell wieder davonmachte. Einmal, als ich zum Gartentor ging, um ein dort abgelegtes Päckchen zu holen – es war ein Jahresabschlußgeschenk –, kreuzten sich sogar unsere Blicke. Es war ein großer und muskulöser Mann, der aussah wie ein asketischer Mönch, die viel zu weit auseinanderliegenden Augen wie hellbraune Pünktchen unter der breiten Stirn.

Der erste der beiden Männer klingelte manchmal an der Tür, um dem von uns, der ihm geöffnet hatte, den Blumenstrauß zu überreichen. Er war von kleiner Statur und erweckte den Eindruck eines Bankangestellten oder Lehrers, und in dem Strauß steckte immer ein kleiner Umschlag mit einem Brief. Ich habe den Brief nie gelesen, aber auf dem Umschlag waren als Absender Name und Adresse einer Firma angegeben, was mich vermuten ließ, daß der Mann eigentlich ganz in Ordnung sein mußte. Vater und Mutter hatten sich zwar nie näher darüber geäußert, doch glaubte ich mich ganz vage zu erinnern, daß es vor Jahren einmal einen größeren Tumult gegeben hatte, in den auch dieser Mann verwickelt war. Es war mitten in der Nacht gewesen, und unbekümmert, wie ich damals war, hatte ich im Halbschlaf nur die Hälfte mitbekommen. Als ich I-Ah später einmal darüber befragte, sagte er, wie immer etwas abwesend, sich aber durchaus an das Vorgefallene erinnernd: »Das war allerhand! Das war wirklich allerhand! Da ist ein Polizeiwagen ganz ohne Sirene angefahren gekommen!« Er machte dabei ein

* ein gō = 180 ml

ernstes Gesicht, und den Kopf nach unten gebeugt wiederholte er immer weiter die Worte »Das war allerhand! Das war allerhand!«, was mir zu verstehen gab, daß er nicht mehr darüber sagen wollte.

Wahrscheinlich hatte Vater ihm aufgetragen, über das Vorgefallene zu schweigen.

Den Höhepunkt der ganzen Angelegenheit bildete das Auftreten jenes seltsamen Besuchers, aber schon seit einiger Zeit waren wir regelrecht mit Briefen und Anrufen bombardiert worden, die allesamt mit dem Vorfall zu tun hatten. Soviel ich wußte, hatte die Sache mit einem Vortrag über das Thema »Das Gebet eines Atheisten« zu tun, den Vater an einer Frauenhochschule gehalten hatte und der auch im Fernsehen übertragen worden war. Ich selbst, die ich in gewisser Weise ja auch die unangenehmen Folgen des Vorfalls zu tragen hatte, vertrat die Ansicht, daß es doch keineswegs nötig gewesen wäre, sich öffentlich als *Mensch ohne Glauben* zu bezeichnen und dann im gleichen Atemzug auf das Thema *Gebet* einzugehen, auch wenn man sich damit nicht an eine bestimmte Gruppe gewandt hatte. Wer so etwas macht, der sollte sich nicht wundern, wenn ihn so eine *leichte Strafe* trifft. Wenn diese Strafe nun aber die ganze Familie zu tragen hatte, fand ich das nun wieder allerhand! So jedenfalls hatte ich mich Mutter gegenüber geäußert, und die schien es Vater weitererzählt zu haben. Genau damals war es auch, daß ich zum ersten Mal den Ausdruck »religiöse Fanatiker« verwendete.

Was Vater betraf, so schien er in der Tat die Sache als *leichte Strafe* hinzunehmen, doch als er bedachte, welche Auswirkungen die Besuche auf uns haben würden, wenn wir nach seiner Abreise ja nun ohne den Hauptverantwortlichen waren, entschloß er sich, nicht zuletzt wegen seines schlechten Gewissens mir gegenüber, dem Mann mit dem Blumenstrauß einen Brief zu schreiben, in dem er ihn bat, seine Besuche künftig doch einzustellen. Schon bald blieben die kleinen Blumensträuße auch tatsächlich aus. Es war jedoch nicht

möglich, Kontakt mit dem Mann mit dem Wasserfläschchen aufzunehmen. In der Woche vor seiner Abreise saß Vater zwar immer im Wohnzimmer und beobachtete während der Arbeit das Gartentor; er hatte sogar einen Brief vorbereitet, den er dem Mann, wenn er tatsächlich kam, überreichen wollte. Statt des Mannes aber stießen wir am späten Samstagnachmittag nur auf ein auf der Gartenmauer abgestelltes Fläschchen mit Wasser.

Auch ich machte mir Sorgen, wie ich mich verhalten sollte, wenn ich dem Mann mit dem Fläschchen nach der Abreise meiner Eltern ein weiteres Mal begegnen sollte. Und selbst wenn ich ihn nicht treffen sollte, verursachte mir der Gedanke, ich könnte ein solches Fläschchen am Gartentor entdecken, beträchtliches Unbehagen.

Der Brief, den Vater geschrieben hatte, lag unberührt auf dem Kästchen im Hausflur, in dem Besucher ihre Visitenkarten hinterließen. Da es nicht nach meinem Geschmack ist, Briefe anderer Leute zu öffnen und zu lesen, ganz gleich, wer der Absender oder Empfänger ist, hatte ich ihn, nachdem ich ihn entdeckt hatte, einfach liegen lassen. Als meine Eltern ihre Wohnung auf dem amerikanischen Campus einigermaßen eingerichtet hatten und das erste Mal anriefen, teilte mir Mutter sogleich mit, daß Vater es inzwischen für problematisch halte, dem Mann mit dem Fläschchen den Brief zu überreichen. In dem Brief sei nämlich erwähnt, daß er zusammen mit Mutter für einige Zeit im Ausland sei und nicht umhin konnte, die Kinder zurückzulassen. Dadurch könne der Mann womöglich auf die Idee kommen, es sei nun seine Aufgabe, I-Ah mit der Kraft seines Glaubens zu schützen... Dennoch gab mir Vater, nachdem er den Hörer übernommen hatte, den Rat, ich solle mir nicht allzu viele Sorgen machen, ein Hinweis, der mir reichlich verantwortungslos erschien.

Mutter, die besorgt war, der Mann könne irgendwann ankommen und seine Fläschchen zurückverlangen, hatte diese in einer Ecke der Abstellkammer aufgereiht, und zwar genau

in der Reihenfolge, in der sie angekommen waren. Da standen sie nun ordentlich da, alle von gleicher Form und fest mit einem Korken verschlossen, und obwohl die Fläschchen doch wohl nicht speziell behandelt worden waren, indem man sie etwa sterilisiert hätte, bemerkte man, wenn man eines der älteren Fläschchen in die Hand nahm und ein wenig schüttelte, daß das Wasser nicht die geringsten Spuren von Fäulnis aufwies, eine Entdeckung, die in mir immer wieder jenes komische Gefühl direkt über dem Magen erzeugte . . .

Am Abend des zehnten Tages nach der Abreise meiner Eltern fuhren mehrere Streifenwagen, anders als der, den mein Bruder in Erinnerung hatte, mit heulender Sirene vor und hielten vor einem Haus nicht weit von uns. Auch wenn ich jetzt, da ich dies aufschreibe, die weiteren Ereignisse bereits kenne, will ich doch versuchen, so wie ich es schon bei dem Mann mit dem Fläschchen getan habe, sie genau zu beschreiben, soweit sie mir in Erinnerung sind, vor allem aber auch, was ich in den einzelnen Phasen empfand.

Während das Heulen der Sirenen immer stärker an mein Ohr drang, verspürte ich ein Gefühl, als habe sich mein Kopf mit einem Mal völlig entleert. Meine Bestürzung war so groß, daß ich wie benommen aufsprang, was einen jähen Schwindel in mir hervorrief und mich auf den Stuhl am Küchentisch, an dem ich gesessen und eine Seminararbeit geschrieben hatte, zurückzwang. Der Grund für meine Panik war, daß mein Bruder kurz zuvor ausgegangen war, um sich die Haare schneiden zu lassen. Normalerweise brachte ich I-Ah zu dem Friseurladen an der Kreuzung Bahnhofstraße/ Busstraße und händigte dem Friseur das Geld im voraus aus. Da I-Ah sich dort aber schon seit vielen Jahren die Haare schneiden ließ, kam er inzwischen ganz gut alleine zurecht. So gefiel es ihm immer sehr, wenn ihn der noch junge Chef nach getaner Arbeit mehrmals fragte: »Na, ist's denn recht so? Ist's recht so?« Und wenn I-Ah sich dann, wegen des frisch geschnittenen Haars in bester Laune, auf den Rückweg machte, ließ er sich immer reichlich Zeit. Irgendwie fühlte

ich mich auch etwas komisch, wenn ich als junges Mädchen im Wartezimmer eines Herrenfriseurs saß, und so war es mir mehr als recht, wenn I-Ah die Sache allein erledigte.

Noch immer heulten die Sirenen, und während ich mich, so sinnlos es auch erscheinen mochte, rasch vergewisserte, ob I-Ah nicht doch schon nach Hause gekommen war – Öchan war in seiner Paukschule –, überkam mich ein starkes Gefühl von Reue, daß ich die Gewohnheit aufgegeben hatte, so lange beim Friseur zu bleiben, bis I-Ahs Haare geschnitten waren . . .

Dann aber raffte ich mich auf, schlüpfte in meine Jogging-schuhe und rannte aus dem Haus. An der dritten Straßenecke auf dem Weg, den I-Ah zurückkommen mußte, standen in einer Straße mit alten Häusern, die von ebenso alten Hecken umgeben waren, etwas abseits von dem direkten Weg vom Friseurladen zu unserem Haus, vor einem der Häuser vier Streifenwagen. Es war ein Spätsommerabend, und im Licht der Scheinwerfer, das sich auf der schweißnassen Haut ihrer Gesichter und Nacken spiegelte, stand die Nachbarschaft, die vor die Tür gegangen war, um etwas Erfrischung zu finden, an der Straßenecke und sah den geschäftig hin- und herlaufenden Polizisten zu.

Mein Körper drängte bereits in Richtung des Hauses, dennoch gelang es mir, die Kraft umzulenken, mit der er im Begriff war loszustürmen, und einen in der Nähe stehenden alten Mann in langer Leinenunterhose mit klopfendem Herzen zu fragen: »Ist hier etwa ein Unfall passiert?« Auf dem sich mir langsam zuwendenden, archaisch anmutenden Gesicht des Alten lag ein Ausdruck, als sehe er gerade eine Folge einer spannenden Fernsehserie. Und plötzlich war mir klar, daß der Vorfall, der die Polizisten dort beschäftigte, kein Verkehrsunfall war, daß es sich vielmehr um etwas handeln mußte, bei dem eng verwobene Beziehungen zwischen Menschen eine Rolle spielten. Der Alte, dessen rötlich glänzende Gesichtshaut sich vor Aufregung noch einen Grad weiter gerötet hatte, sagte zornig:

»Nein, das ist kein Verkehrsunfall. Wahrscheinlich ein Sittenstrolch! Es ist besser, Sie gehen hier nicht weiter.«

Ich verbeugte mich und wandte mich mit einem Ruck der Richtung zu, aus der mein Bruder kommen mußte. Ein Sittenstrolch also, sagte ich mir, doch daß es homosexuelle Sittenstrolche gab, hatte ich zumindest in diesem Lande noch nie gehört. I-Ah ist also sicher, ja, I-Ah ist ganz sicher, sagte ich mir, und ich empfand dabei in meiner Brust ein Gefühl höchster Erleichterung. Als ich jedoch den Friseurladen betrat, befand sich im Warteraum und auch im Salon kein einziger Kunde mehr, und man war bereits mit dem Aufräumen beschäftigt. Der Ladenchef, der mit einem kurzen Besen den Boden fegte, richtete sich auf und sagte sichtlich erstaunt:

»Ihr jüngerer Bruder ist schon vor einer ganzen Weile nach Haus gegangen.«

Daran, daß die Leute annahmen, I-Ah sei mein jüngerer Bruder, war ich inzwischen gewöhnt.

Auf dem Rückweg überkam mich erneut ein Gefühl der Angst: Eben noch hatte ich mich mit dem Gedanken beruhigt, homosexuelle Sittenstrolche gebe es nicht. Konnte es aber nicht sein, daß umgekehrt I-Ah jemanden angefallen hatte? Daß er zum Beispiel, ohne irgendwelche bösen Absichten, ein hübsches kleines Mädchen angesprochen und dieses dadurch in Angst versetzt hatte. . . ? Und nichts haßte I-Ah mehr als lautes Schreien und Weinen. . .

I-Ah aber war unversehrt nach Hause zurückgekehrt. Er saß auf dem Wohnzimmersofa und studierte in der Abendzeitung das Radioprogramm der kommenden Woche. Ich setzte mich neben ihn und versuchte, das noch immer rasende Klopfen in meiner Brust zu beruhigen. I-Ah sah mich mit verständnislosem Blick an, fuhr dann aber fort, mit einem roten Bleistift sämtliche Klassiksendungen anzukreuzen. Sein frisch geschnittenes kurzes Haar duftete nach Haarcreme, und an den Schultern seines Sporthemdes haftete ein Geruch wie von üppig wuchernden Pflanzen! Das war ein Augenblick, in dem ich eine große Erleichterung verspürte,

doch schon am nächsten Tag sollte ich, gleichsam als Beweis für die Berechtigung meiner tiefen Besorgnis, auf recht konkrete Weise an den üppigen Pflanzengeruch erinnert werden. Als ich hinausgegangen war, um das Gartentor zu verschließen, stand nach langer Zeit – nicht etwa, daß ich mich darüber gefreut hätte – wieder einmal ein Wasserfläschchen auf der Gartenmauer. Ich war ziemlich bedrückt.

Einen Tag später fand sich im Lokalteil der Morgenzeitung ein Bericht über den Vorfall mit dem Sittenstrolch. Ein Mädchen im Grundschulalter war von ihm angefallen worden. Was ich nicht gewußt hatte: Der Sittenstrolch trieb schon seit Ende des vorangegangenen Jahres hier in der Gegend sein Unwesen. Auch gestern war er wieder entkommen. Zwei, drei Tage später, als ich den Weg von der Haustür zum Gartentor fegte, standen unsere Nachbarin von gegenüber und eine andere etwa gleichaltrige Frau, mit der sie immer in die Bahnhofsgegend zum Einkaufen ging, auf der Straße und unterhielten sich. Da mich der kurze Besen zu einer leicht gebückten Stellung zwang, bemerkten mich die beiden Frauen, die vor dem geschlossenen Gartentor auf dem niedriger gelegenen Gehsteig standen, nicht.

Wie ich ihrem Gespräch entnahm, hatte der Sittenstrolch dem kleinen Mädchen an der Straßenecke aufgelauert und es dann in eine Einbuchtung der Hecke gezerrt. Mit der einen Hand hatte er das Mädchen an den Handgelenken festgehalten, mit der anderen Hand am Hosenschlitz bestimmte Bewegungen ausgeführt und dem Mädchen etwas ins Gesicht geschleudert. Eine der beiden Frauen gebrauchte dabei den Ausdruck ›Gesichtsdusche‹. Wie schrecklich es doch wäre, sagte die andere, wenn der Mann Aids hätte. Da das Mädchen außerdem heftig geweint hatte, war sein Gesicht ganz verschmiert gewesen. Warum nur hatte es nicht um Hilfe gerufen? Sicher hatte der Strolch es zuerst geschlagen und dadurch eingeschüchtert. Ach, und übrigens, meinte eine der beiden Frauen, habe sie kürzlich von hinten eine bestimmte Person beobachtet, wie sie an der Hecke des besagten Hauses stand . . .

Als ich auf die Straße trat, um vor dem Gartentor zu kehren, und mich kurz verbeugte, lächelten mich die beiden Frauen an und wechselten schnell das Thema. Und noch ehe ich mit dem Kehren der Straße fertig war, war die eine ins Haus zurückgekehrt, die andere auf ihr Fahrrad gestiegen und um eine Straßenecke verschwunden.

Das Gespräch der beiden Frauen trug auf unglückselige Weise dazu bei, das Gefühl der *Beklemmung*, wie es mich seit dem Vorfall mit dem Sittenstrolch überkommen hatte, zu verstärken. Es gab mir zu denken, wie plötzlich das Gespräch der beiden Frauen verstummt war, als mein kleiner runder Kopf über dem Gartentor erschien, und noch mehr schockiert war ich darüber, daß eine der beiden Frauen eine verdächtige Person beobachtet hatte, die an der Hecke des Hauses herumlungerte. Eben dieses Gefühl der *Beklemmung* war es auch, was mich – auch wenn mir I-Ah leid tat – auf die Idee brachte, ein kleines Experiment durchzuführen.

Ich ging mit I-Ah in ein Café in der Bahnhofsstraße, wo ich an der Kasse gleich bezahlte und I-Ah erklärte, ich wolle im Supermarkt einkaufen, er solle deshalb, wenn er ausgetrunken habe, allein nach Hause gehen. Dann lief ich auf die andere Straßenseite, versteckte mich hinter einem Pagodenbaum, dessen feine Blätter sich gelb gefärbt hatten und bereits zu welken begannen, und behielt das Café im Auge. Nach einiger Zeit trat I-Ah aus der Tür, hinter ruhiger Anspanntheit nur mühsam einen sanften Ausdruck verbergend, der schon im nächsten Moment in ein entspanntes Lächeln überzugehen schien. Mit einem Wort: er war bester Laune. Sicher freute er sich, auf meine ausdrückliche Aufforderung hin alleine etwas unternehmen zu können. Mit äußerster Vorsicht überquerte er die vielbefahrene Straße, wobei er geschickt wartete, bis alle Autos angehalten hatten, dann schlenderte er gemächlich weiter, in einer Art, wie sie vor nicht allzu langer Zeit noch bei einem Stadtbummel üblich war.

Würde er den gewohnten Weg nehmen, so hieße dies, daß mein Gefühl der *Beklemmung* ohne jede Begründung war. Und tatsächlich, er bog, wie erhofft, an der richtigen Ecke ab. Schon verspürte ich Erleichterung in mir aufsteigen. Als er jedoch an der Kreuzung anlangte, in deren Nähe sich der Vorfall mit dem Sittenstrolch zugetragen hatte, bog er mit dem Gefühl größter Überzeugung, den richtigen Weg gewählt zu haben, und einem festen Schritt, der einen vergessen ließ, daß er in Wirklichkeit Schwierigkeiten beim Gehen hatte, in Richtung Süden ab, obwohl dies einen Umweg bedeutete. Und siehe da, an dem alten Haus mit seiner aus Azaleen und anderen Büschen gebildeten Hecke blieb er stehen und drückte die rechte Schulter in die trotz des sommerlich üppigen Pflanzenwuchses entstandene Einbuchtung, als wolle er sich verstecken.

Es war noch keine Minute vergangen, seit er dort stand. Auf der Straße war zuerst kein Mensch zu sehen gewesen. Doch nun näherten sich aus der Ferne zwei junge Mädchen in ihren Schuluniformen, die sie wie Elstern oder Krähen aussehen ließen. Sofort war ich hochgradig alarmiert. Angetrieben von meiner *Beklemmung* rannte ich wie von Sinnen auf I-Ah zu und rief aufgeregt: »Was machst du denn? Was machst du denn da? Das ist doch der falsche Weg. Los, wir gehen nach Haus . . .!«

Was dann zehn Tage später geschah, erfährt, wer einen Blick in unser *Familientagebuch* wirft. Angesichts der Tatsache, daß ich während dieser zehn Tage von dem gewaltigen Brocken an *Beklemmung*, der ein immer größeres Gewicht anzunehmen schien, erbarmungslos niedergedrückt wurde, erscheint es mir vollkommen unverständlich, wie sich dieses Gefühl so plötzlich auflösen konnte und auf geradezu seltsame Weise, ohne die geringsten Spuren zu hinterlassen, verschwand. Gleichzeitig aber ist mir, als habe der Umstand, jene zehn Tage größter *Beklemmung* glücklich überstanden zu haben, eine nicht zu unterschätzende Veränderung in mir hervorgerufen. Zudem habe ich etwas vollbracht, was ich,

nach innen gewandt und ängstlich, wie ich gewöhnlich war, nie für möglich gehalten hätte.

An dem besagten Tag – es war kaum merklich kühler geworden – hatte sich die von keinem Windhauch bewegte Luft am westlichen Himmel zu einem herrlichen, zarten Abendrot verfärbt. Als ich nach draußen ging, um aus dem Briefkasten am Gartentor die Abendzeitung zu holen, stand auf der Backsteinmauer wieder jenes Wasserfläschchen. In seinem Glas spiegelte sich die abendliche Luft, und die winzige Wasserfläche direkt unter dem Korken erweckte den Eindruck, als habe sich darin wie in einer Linse das Abendrot gefangen. Doch plötzlich wußte ich: Was mir dort rot entgegenleuchtete, war das erschrockene Gesicht jenes Mannes. Und wenn er die Flasche in diesem Moment erst hingestellt hatte, dann mußte es möglich sein, ihn zu verfolgen und ihm das Fläschchen zurückzugeben. Ein plötzlicher Zorn trieb mir das Blut in den Kopf und machte mich wie besessen.

Schnell lief ich zu einer Stelle neben dem Hauseingang, von der man einen Blick ins Wohnzimmer werfen konnte. Durch die Gardinen hindurch sah ich I-Ah bäuchlings am Boden liegen, vertieft in seine Notenblätter. Dann schloß ich leise die Haustür und schob, ganz ohne Hast, mein Fahrrad zum Gartentor. Ich nahm das lauwarme Fläschchen, legte es in den Einkaufskorb an der Lenkstange – wo es, als ich losfuhr, sogleich umherzurollen begann – und raste, so schnell ich konnte, in Richtung Bahnhof.

Zuerst ging es geradeaus bis zur Busstraße, dort bog ich am Fußweg nach Süden ab. Dann fuhr ich weiter bis zu der Kreuzung mit der Ampel, von wo, wenn man nach links abbiegt, eine Straße zum Bahnhof führt. Um diese Zeit herrschte noch immer ein reger Verkehr, und selbst wenn ich den Mann einholen würde, war es unsicher, ob ich ihn, dessen Gesicht ich nur ein einziges Mal gesehen hatte, überhaupt wiedererkennen würde. Ich überlegte mir deshalb, ob es nicht besser sei, die sich in Nord-Süd-Richtung erstreckenden engen Straßen zwischen unserem Haus und der Bus-

straße abzufahren, auf denen sich jetzt kaum jemand befand, so daß ich ihn eindeutig identifizieren konnte, wenn ich ihm begegnete . . .

Als ich noch jung und sorglos war, hatte unsere Familie einige Zeit in einer Berghütte in der Gegend von Gunma verbracht, und Vater hatte damals über mich gesagt, ich würde umherspringen wie ein junges Fohlen. Auch jetzt, nach langer Zeit wieder einmal auf dem Sattel eines Fahrrads, trat ich energisch in die Pedale und warf die Schultern kraftvoll hin und her wie ein Pferd. Von der Busstraße aus fuhr ich die erste Straße in Richtung Norden, wobei ich an jeder Kreuzung anhielt und kurz nach links und rechts blickte. Am nördlichen Ende bog ich ab und fuhr bis zur nächsten Parallelstraße, um diese in Richtung Süden hinunterzufahren. Und an der Grenze zweier Grundstücke mit alten Häusern, von denen eines von einer dichten Hecke aus Osmanthus-Sträuchern umgeben war, das andere von einer eher ungepflegten Hecke aus kleinen Zypressen, erblickte ich plötzlich die Umrisse zweier Gestalten, die eine groß, die andere etwas kleiner, die miteinander zu ringen schienen.

Nachdem ich mich ihnen um weitere fünf, sechs Meter genähert hatte, bremste ich scharf. Eine der beiden Gestalten, ein Mann, trug trotz des sonnigen Wetters einen Regenmantel von grasgrüner Farbe, die andere war ein Mädchen, dem Alter nach Grund- oder Mittelschülerin, das ein hellrosa Kleid trug. Mit der einen Hand drückte der Mann das Mädchen fest an sich, indem er es zwischen seinen fest auf den Boden gestemmen Beinen in eine Art Hocke zwang, die andere Hand hatte er unterhalb der Bauchgegend in den Schlitz seines Regenmantels gesteckt und führte damit heftige Bewegungen aus . . .

Was ich nun tat, erschien mir bei meiner wenig später der Polizei zu Protokoll gegebenen Zeugenaussage selbst reichlich komisch. Ich hob mich hoch aus dem Sattel und trat, den Kopf tief nach vorne gebeugt und unablässig klingelnd, wie verrückt in die Pedale, war wie eine Späherin aus einem Spiel

meiner Kindheit, und raste an den beiden ineinander verschlungenen Gestalten vorbei. Eine Sekunde lang sah ich sogar, wie mich der Mann im Regenmantel mit den braunen Punkten in seinen Augen fixierte.

Nachdem ich fünfzehn, sechzehn Meter gefahren war, sprang ich vom Fahrrad, drehte es schnell wieder um und stieg wieder auf. Während ich dabei mit einem Bein das Fahrrad stützte, blickte ich den Mann kerzengerade an. Auch hatte ich nicht aufgehört, mit der Fahrradglocke zu klingeln. Der Mann hatte inzwischen aufgehört, seine im Schlitz des Regenmantels steckende Hand zu bewegen, doch noch immer hielt er das Mädchen mit eisernem Griff an sich gedrückt. So, als denke er fieberhaft über etwas nach, richtete er sein Gesicht mit den viel zu weit auseinander liegenden Augen unablässig auf mich. Dann reckte er seinen aus dem Schlitz des Regenmantels aufgetauchten Arm plötzlich in die Höhe und schwenkte ihn in meine Richtung hin und her, als wolle er einen Hund verjagen.

Vor Wut den Tränen nahe, schüttelte auch ich verzweifelt den Kopf hin und her, bis ich plötzlich eine etwa fünfunddreißigjährige Frau bemerkte, die uns vom ersten Stock des kastenartigen Hauses hinter der ungepflegten Hecke beobachtete.

»Schnell, schnell! Helfen Sie doch bitte!« rief ich ihr zu. Die Frau schob geräuschvoll das Fenster auf, beugte sich etwas heraus, um sich eine bessere Übersicht zu verschaffen, dann wandte sie sogleich den Kopf ins Zimmer und rief jemandem etwas über die Schulter zu.

Von einer Ahnung bedrängt, ließ der Mann im Regenmantel das Mädchen plötzlich los. In einem seltsam scharfen Winkel beugte er die Schultern zur Seite und stürmte mit schnellen Schritten in die entgegengesetzte Richtung davon. Nun erst fing das Mädchen zu heulen an und kam mir auf den Knien rutschend entgegen. Ich fuhr, noch immer mit der Fahrradglocke klingelnd, an dem Mädchen vorbei und jagte dem Mann hinterher. Als ich ihn eingeholt hatte, blieb er

stehen und starrte mich mit seinen Pünktchenaugen an, und alles, was ich tun konnte, war, ihm ebenfalls aus sicherer Entfernung ins Gesicht zu starren. Irgendwann aber breitete er, als wäre er *Batman*, seinen Regenmantel aus und entflo, so schnell er nur konnte, in eine Seitenstraße . . .

Daß der Sittenstrolch schließlich gefangen werden konnte, war dem jüngeren Bruder jener Frau aus dem ersten Stock zu verdanken, der ihm auf dem Motorrad nachgejagt war und, anders als ich, die ihn ja lediglich verfolgt hatte, ihm an der Busstraße aufgelauert hatte. Allerdings trug auch ich meinen Teil dazu bei, daß der blasse und verschwitzte Mann, der dann so tat, als wüßte er von nichts, tatsächlich als Sittenstrolch identifiziert werden konnte, da ich ja, reichlich verspätet zwar und noch immer laut klingelnd, den beiden Männern hinterhergefahren war.

Bis zur Ankunft des Streifenwagens hielten der kräftige junge Mann mit dem Motorrad und ein weiterer Mann aus demselben Haus, sein Schwager, den Sittenstrolch an beiden Armen fest – die Frau war bei dem jungen Mädchen geblieben, um es zu beruhigen. Während ich dastand, spürte ich unablässig den Blick des Mannes auf mir, aus braunen Pünktchenaugen, Augen wie die eines fieberkranken Welses. Wie er später auf der Wache ausgesagt haben soll, hatte er nur deshalb nicht wieder versucht zu fliehen, weil er wußte, daß ich mir sein Gesicht deutlich eingepägt hatte.

Der Mann soll auch zugegeben haben, daß er es war, der die ganze Zeit über die Wasserfläschchen an unserem Gartentor abgestellt hatte. Nun wußte ich auch plötzlich, warum mein Rock vorn so naß geworden war, denn erst auf diesen Hinweis hin war mir klar geworden, daß sich der Korken von dem Fläschchen in meinem Fahrradkorb gelöst haben mußte.

Am Tag nach diesem Vorfall hatte ich Fieber und konnte nicht aufstehen, I-Ah blieb seiner Arbeit in der Behindertenwerkstatt fern, und Ö-chan kümmerte sich um das Essen. Für alle Fälle habe er eine ausgewogene Mahlzeit zusammen-

gestellt, meinte er, während er den Tisch deckte, doch alles, was er auftrug, waren verbilligte Fertiggerichte aus dem Supermarkt. Ich mußte schmunzeln, wenn ich mir vorstellte, wie er sie mit Sorgfalt ausgewählt hatte. Nur einmal, als mein Fieber seinen Höhepunkt erreichte und ich in einen tiefen Schlaf gesunken war, hatte ich ein Gefühl der Erleichterung, ansonsten fühlte ich mich, ganz gleich, ob am Tag oder in der Nacht, von der quälenden Erinnerung an den schrecklichen Vorfall niedergedrückt.

Warum war der Mann mit dem Wasserfläschchen der Sittenstrolch? Bei der Polizei sagte er aus, er sei auf die Idee mit dem Fläschchen gekommen, damit er, wenn er von einem Polizisten angehalten und befragt würde, was er in diesem Viertel suche, sagen könne, er müsse dieses Fläschchen bei uns abliefern. Daß er ausgerechnet uns ausgewählt hatte, lag nur daran, daß Vaters Name manchmal in der Zeitung stand. Wenn ich mich jedoch an den starren Blick des Mannes erinnere, als er das Mädchen niederdrückte, als er wegrannte und auch als er festgenommen wurde, so scheint mir, als habe es noch einen anderen Grund für sein Verhalten gegeben. Ich hatte das Gefühl, als zeige sich dies mir (der Tochter jenes Mannes also, für dessen *Gebet* sich dieser religiöse Fanatiker so sehr interessierte) in seinen braunen Pünktchenaugen.

Als die schlaflose Nacht zu Ende gegangen war, kam mir wie im Traum ein weiterer schrecklicher Gedanke. Auch wenn der Mann ein Sittenstrolch war, würde man ihn nicht allzu lange festhalten. Sobald er aus dem Gefängnis entlassen war, würde er zweifellos in unsere Wohngegend zurückkehren, sich an der Hecke verstecken und mir auflauern, um mich, deren Gesicht er sich genau eingepägt hatte, zu packen und mit eisernem Griff in die Knie zu zwingen. Wie das Mädchen, das er mit seinen Schlägen eingeschüchtert hatte, würde auch ich mich nicht wehren können, und dann würde er mir aus dem Fläschchen das Wasser, das nie faulte, über Augen und Nase gießen . . .

An einem Tag, der schon richtig herbstlich war – das Fieber hatte endlich nachgelassen –, ging ich mit I-Ah zum Supermarkt am Bahnhof, um einzukaufen. Da alle Energie aus mir gewichen war, ließ ich meinen kräftigen Bruder die beiden Einkaufstüten tragen. Als wir langsam nach Hause zurückkehrten, kamen wir zu der Kreuzung, an der die Straße zu dem Haus mit der Hecke abzweigte, vor dem I-Ah damals stehengeblieben war. Und so, als sei er es, der die Führungsrolle innehatte, bog er entschlossen in die Straße ein. »Was machst du denn, I-Ah? Das ist doch ein Umweg«, rief ich mit leiser Stimme, während ich ihm zögernd folgte. I-Ah ging geradewegs auf das besagte Haus zu und drückte seine Schultern in die Einbuchtung der Azaleenhecke. Dann spitzte er mit ernstem Gesicht die Ohren. Ganz verhalten drang der Klang eines Klaviers herüber, auf dem jemand übte. Nachdem I-Ah eine Weile zugehört hatte, drehte er sich mit einem Ausdruck stiller Zufriedenheit zu mir um und sagte: »Klaviersonate, Köchelverzeichnis 311, kein Problem. Die schwierigen Stellen sind alle vorbei. Jetzt gibt es keine Probleme mehr!«

Im selben Moment merkte ich, wie auch von mir jenes Gefühl gewichen war, das mich so lange niedergedrückt hatte. Und ich wußte: Auch wenn die Zukunft neue Sorgen bringen würde, würden diese nichts sein angesichts jener ungeheuren *Beklemmung*, die ich neulich empfunden hatte . . .